Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 73 (1964)
Heft: 7

Artikel: Aus dem Wüstenspital in Jemen
Autor: Wepf, Reinhold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974927

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

uns beim Oeffnen der Sanka-Türen zurückprallen. Kaum einer von uns wollte etwas geben für das, was uns da als noch lebende Menschenfracht nunmehr anvertraut wurde. Wer wie ich einige Wochen später die gleichen Menschen im Kriegslazarett Sysmanoglion in Athen unter der Obhut der Aerzte und der Pflege der Rotkreuzschwestern wiedergesehen hatte, musste dabei an ein Wunder glauben.

Nach knapp einer Stunde starteten wir mit den Verwundeten zum Rückflug, um noch vor Dunkelheit wieder in Athen zu landen. Ich sass zeitweise neben Oberstabsarzt Dr. L., der bis Kreta seine Maschine selbst steuerte. «Ich weiss, welche Verwundeten ich habe, und danach richte ich die Flugweise. Hoffentlich haben wir keine Feindberührung, unsere Erfahrungen besagen, dass wir mit allem zu rechnen haben.»

Und wirklich, etwa eine Stunde vor Kreta, wir warteten schon auf den verabredeten Geleitschutz, kam von schräg hinten eine englische Kampfmaschine erst einmal an unserem Pulk vorbei, machte eine grosse Kurve zurück und flog, nun bedeutend langsamer, von hinten wieder unseren Pulk an. «Machen Sie sich auf alles gefasst», meinte Oberstabsarzt Dr. L., «ich habe Ihnen schon auf dem Hinflug gesagt, was Sie im Ernstfall zu tun haben.»

Ganz dicht, kaum zehn Meter von unseren Maschinen, flog der Engländer langsam vorbei, aus seiner Kanzel mit dem Fernglas unsere Maschinen beobachtend. Offensichtlich wollte der Engländer von aussen, so gut es ging, in das Innere der Maschinen sehen. Nun lag immer ein Verwundeter vorn an dem ersten Fenster etwas höher, auf seinem weissen Kissen, möglicherweise noch den Kopf verbunden, so dass zumindest für die sechs Maschinen an diesen Fenstern dem Engländer klar sein musste, dass in den mit dem roten Kreuz gezeichneten Maschinen tatsächlich Verwundete abgeflogen wurden. Zweimal hatte der Engländer uns so angeflogen, als Oberstabsarzt Dr. L. meinte: «Ich glaube, es geht alles gut ab.» Und wieder machte der Engländer eine grosse Kurve nach rückwärts, aber was sollte der dritte Anflug? Hatte er noch nicht genug gesehen?

Dann aber geschah etwas, was niemand von uns erwartet hatte. Als der Engländer wieder in gleicher Höhe mit unserer Maschine lag, nahm er die Hand an seine Mütze, grüsste zu uns herüber, gab Vollgas und verschwand auf Nimmerwiedersehn!

AUS DEM WÜSTENSPITAL IN JEMEN

Von Dr. Reinhold Wepf

Wenn du dich in der südarabischen Wüste verirrt hast, wird dir jeder Beduine, den du antriffst, freundlich gestikulierend den Weg zum «Mustaschfa Salib el achmar» weisen. So ist das «Spital des Roten Kreuzes» seit einem Jahr in Nordjemen zu einem festen Begriff geworden. Wenn es Nacht ist, so wird dich das Blinklicht, das auf hoher Felsbastion leuchtet, von weit heranwinken und dich durch Dünen und unwegsame Wüste hindurch an das Tor der Geborgenheit lenken.

Hinter dem von Jemini-Soldaten bewachten, durch Lampen markierten Eingang liegen zwischen Felsen eingebettet an die fünfzig Zelte. Aus vielen dringt Licht und Stimmengewirr. Das Summen des Generators ist Musik; denn es bedeutet Licht, Kraft und Leben.

Die Clinobox ist hell erleuchtet und scheint in Betrieb zu sein. Ein fünfzehnjähriges Mädchen liegt auf dem Operationstisch. Es wurde gestern durch Bombensplitter am Bauch getroffen und hat eine lange Reise zum Feldspital hinter sich. Die Bauchfellentzündung ist bereits ausgebildet. Es gibt kein Zuwarten mehr. Beim Eröffnen des Bauches quillt Blut, Stuhl und Eiter heraus. Sechsfache Darmperforation. Im letzten Loch sitzt der scharfkantige Granatsplitter. Beim Absaugen des Darmes hängt sich noch ein Bandwurm an den Aspirator, ein schlechter Trick, denn nun wird er mit seinen ganzen vier Metern ins Licht befördert. Bei einem spätern ähnlichen Fall, einem elfjährigen Jungen mit vier Darmdurchschüssen, promenierten zahlreiche Bandwurmglieder einzeln und selbständig in der freien Bauchhöhle. Beide Patienten sind ohne Komplikationen oder Nachteile davongekommen.

Das Mädchen wird in das Frischoperiertenzelt neben der Clinobox getragen, wo es während der ersten Zeit besondere Pflege erhält.

Hier befindet sich auch unser Sheriff, das Sorgenkind des Spitals. Ihm gilt unsere ganze Aufmerksamkeit und Hingabe. Die Legende sagt, dass er als republikanischer Jemenit in Gefangenschaft zu gelangen

drohte. Um dieser zu entgehen, übergoss er sich mit Benzin und zündete es an. Mit Flächenverbrennungen zweiten und dritten Grades an Rücken, Armen und Beinen kam er in unsere Pflege. Durch reichliche Infusionen überwanden wir die Schockperiode. Der Mann fasste wieder Mut und wollte leben. Es bildete sich eine wahre Freundschaft zu Pfleger und Arzt. Die Ueberhäutung machte prächtige Fortschritte und erlaubte Gehversuche. Auch jetzt ist er munter, nimmt noch etwas Wasser durch das Schläuchlein zu sich und lächelt dankbar. Er wird bestimmt gut schlafen. — Drei Wochen nach der Verletzung wurden plötzlich wieder Plasmainfusionen notwendig, da Appetit und allgemeine Kraft nachliessen. Die tiefe Nekrose des linken Beines infizierte sich, die Widerstandskraft brach zusammen. Eine Woche später, noch hatte er gerade eine Zigarette geraucht, wechselte er unvermittelt die Farbe und wurde ganz still. Er schaute unbeteiligt ans Zeltdach und war für uns nicht mehr ansprechbar. Drei Stunden später starb er, der gute Sheriff.

Wenn die Nacht hereinbricht

Wir treten aus dem Zelt hinaus, und kühle Nacht umfängt uns. Es mag etwa 25 Grad sein, welch herrliche Temperatur nach den 45 Grad des Tages. Man atmet frei, fühlt sich beschwingt. Beim Spaziergang über die Felsen spüren wir die Wärme, die sie ausströmen. Neue Sternbilder des Südhimmels grüssen. Aber auch der alte Grosse Bär unseres Nordens erscheint auf dem Plan. Er erhebt sich gerade hinter einer fernen Bergkette. Der Polarstern schimmert 17 Grad über dem Horizont. So weit sind wir nach dem Süden vorgestossen.

Mitternacht ist vorbei, der Stromgenerator verstummt. Kein Blinklicht winkt mehr dem Einsamen und Bedrängten. Schwarz hebt sich der Felskopf vom Nachthimmel ab. Dunkel ist das Lager. Aber an einer Stelle flackert munteres Feuer, wirft groteske Schatten von zwei Gestalten, die sich um das Feuer herum bewegen. Es sind der Koch und der Brotbäcker der Jemeniten, wilde Gesellen mit langem, schwarzem, lockigem Haar in der Stirn. Jede Nacht werden hundertfünfzig Chobs, omelettenähnliche Brote, für die Einheimischen gebacken. Und mit welchen Mitteln! Ein leeres Benzinfass ist in die Erde versenkt, darin wird ein Feuer entfacht und glimmend unterhalten. Der Bäcker nimmt eine Hand voll Teig und klebt ihn als Fladen an die heisse Blechwand. Nach einigen Minuten ist er durchgebacken und wird mit einer Schaufel gelöst. Mit einem solchen «Bettmümpfeli» versehen, begeben wir uns ins Zelt, die Augen voller Schlaf. Aber noch ist die Ruhe fern. Denn wildernde Hunde verführen ein Konzert in farbigen Tonarten. Vom schmachtenden Jaulen bis zum gereizten Kläffen, vom biedern Bellen bis zum aggressiven Wutgeheul. Als das endlich vorüber ist, umgeben mich zartere Töne, aber nicht minder lästige. In hohen Frequenzen umsummen mich Mücken. Wird es still, so steht ein Stich bevor. Wie sollte man da schlafen. Im Lichtkegel der Taschenlampe merze ich die Plaggeister aus. Jetzt kann Ruhe einkehren. Da, horch, schwere Schritte und ein Schnaufen. Stolpern über die Zeltschnur und wieder Schnaufen — ganz nah. Ich lausche. Die Schritte entfernen sich ein bisschen, kommen wieder näher, Schnaufen, Schmatzen. Jetzt säuft das Ungeheuer noch mein Waschbecken aus, das vor dem Zelt für morgen bereitsteht. Aha, unser Esel, der dumme Esel. Gute Nacht!

Die Jemeniten drücken ihre Nasen an den Fenstern unserer Clinobox platt

Das Frühlicht dringt ins Zelt, der Wecker schrillt: fünf Uhr dreissig. Eine Viertelstunde später treffe ich andere verschlafene Gesichter in der Kantine an. Das «Petit déjeuner suisse» schmeckt gut. Einige fehlen heute am Tisch. Sie sind schon um vier Uhr aufgebrochen, um im Wadi für Küche und Lagerfeuer Holz zu sammeln. Dabei leistet die Motorsäge unentbehrliche Dienste.

Um sechs Uhr ist Arbeitsbeginn. Heute stehen Osteosynthesen auf dem Operationsprogramm. Zuerst kommt ein junger Krieger, dem durch einen Granatsplitter der linke Oberschenkelknochen richtiggehend zerschmettert wurde. Die Verletzung liegt schon einige Tage zurück. Die Eiterung aus der Einschussöffnung ist gering. Durch grossen seitlichen Schnitt wird der Bluterguss entleert und der Knochen freigelegt. Das Knochenpuzzle des unteren Drittels wird mühsam geordnet und aufeinandergepasst, dann durch eine sehr lange Kondylen-Winkelplatte stabil fixiert. Die Beweglichkeit der angrenzenden Gelenke ist frei und der Weg zur Genesung geebnet.

Während unser Operationsteam den nächsten Patienten vorbereitet, sehe ich mir die schweren Fälle und die Frischoperierten im Clinoboxzelt an. Angehörige kauern neben den Bettstellen oder sitzen Tee trinkend im Kreis auf dem Zeltvorplatz. Sie fordern mich auf, mitzuhalten.

Jetzt tritt eben die Sonne über den nahen schattenspendenden Felskamm. Innert fünf Minuten ist es vorbei mit der Morgenfrische. Tropische Wärme überflutet das ganze Spitalareal. Glücklicherweise funktioniert die Klimaanlage im Operationssaal; denn der zweite Fall gäbe sonst zu schwitzen. Es ist ein achtzehnjähriger Jüngling, der vor vier Monaten einen Bombensplitter ins rechte Kniegelenk bekam, das in der Zwischenzeit durch die Infektion vollständig zerstört und in extremer Beugestellung durch Weichteilschrumpfung fixiert worden ist. Das Ziel des Eingriffs besteht darin, den Infekt zu beseitigen und ein gehfähiges Bein herzustellen. Dies gelingt durch Resektion des Gelenks und externe Schraubenfixation bis zur Verschmelzung von Oberschenkelknochen und Schienbein.

Nun kommt noch ein vierjähriges Bübchen dran, das wegen Darmvorfall in unser Spital eintrat. Als ich es mir zeigen liess, fiel mir auf, dass der Kleine mit

schmerzverzerrter Miene drückte, um Wasser zu lösen. Es gelang nur tropfenweise. Gleichzeitig aber stülpte sich der leere Mastdarm zehn Zentimeter weit heraus. Der Urin enthielt Blut. Ein Röntgenbild löste das Rätsel, indem es zwei kirschgrosse, konzentrisch geschichtete Blasensteine aufwies. Bei der Operation zeigte sich, dass der eine Stein frei in der Blase flottierte, der andere aber in einer durch ihn gebildeten vorgeschalteten Höhle einen Ventilmechanismus bewirkte. Nach Entfernung der Steine spielte die Blasenfunktion wieder, und der Darmvorfall trat nicht wieder auf. Interessanterweise haben wir in Jemen bei Kindern recht oft Blasensteine beobachtet.

Nach dem Eingriff setze ich mich an den Tisch, um den Operationsbericht zu schreiben. Die Jemeniten drücken noch immer ihre Nase an den Clinoboxfenstern platt, um wenigstens die Füsse des Patienten und was darum herum geschieht, zu erspähen, jetzt vielleicht auch, um sich zu wundern, dass ich falsch von links nach rechts schreibe, so verkehrt wie wir alles tun.

Schwerelosigkeit des Orients

Plötzlich tönt laut und langgezogen durch die Landschaft ein Nebelhorn. Ganz verblüfft durch diese akustische Fata Morgana nehme ich zur Kenntnis, dass es das Horn Hamars, des Esels, war. Ein Blick auf die Uhr zeigt mir, dass es elf Uhr ist, und nun wird mir klar, dass der Lageresel zum Essen gerufen hat.

Ich schätze die gemeinsamen Mahlzeiten nicht nur aus Rücksicht auf meinen Magen, sondern vor allem als gesellschaftlichen Anlass. Denn hier treffen sich alle, pflegen Unterhaltung und Gedankenaustausch, gut betreut von unserem liebenswerten schwarzen Kantinenmagister.

Nach dem Mittagessen ist frei bis um fünf Uhr. Wie ich so durch den heissen Sand stapfe, fällt mir auf, dass kein Schatten mich begleitet. Die Sonne steht senkrecht, sie strahlt weiss, sie drückt bleiern und bringt die Luft zum Flimmern. In meinem Zelt herrscht tropische Temperatur, so dass an Ruhe nicht zu denken ist. Also nehme ich eine Decke unter den Arm und steige zu den Felsen auf.

Es gibt in der Runde viele relativ kühle Höhlen und Grotten. Die von mir gewählte ist ganz niedrig. Lege ich mich hin, so bewacht meinen Schlaf ein mächtiges steinernes Gesicht, in dessen Nasenloch mein Kopf wie abgemessen hineinpasst. So lebt die Wüste in unzähligen, von der Natur geschaffenen Schemen und Geistern. Aber auch beseelte Wesen erkämpfen sich ihren Anteil am Leben. Um die abendlichen Lichter surren Fliegen, schlagen mit ihren Flügeln die Falter und singen ein durchdringendes tonhohes Lied die Mücken. Wenn man Glück hat, kann man eine Eidechse, einen Skorpion oder eine Schlange sehen und vielleicht übel davon träumen. Doch auch Häslein hüpfen im Scheinwerferlicht und machen es den Springmäusen gleich, oder sogar eine Familie Wüstenfüchse gibt es zu beobachten. Das Schönste ist das Zwitschern des Bergfinks und das Segeln der Dohlen um den Turm des Lagerblinklichts.

Von meinem Ruheplatz aus sehe ich ins schlafende Spital hinunter. Es ist starr geworden in der Sonne. Keine Farbe mehr, kein Mensch. Nur Zeit gibt es viel hier in Arabien. Also schiebe ich nochmals den Stein zurecht, der mir als Kopfkissen dient, und überlasse mich ganz der Schwerelosigkeit des Orients.

Sturm im Wasserglas

Plötzlich erschrecke ich durch ein verrücktes, vielstimmiges Geschrei. Ich spähe hinunter und gewahre aufgeregte Menschengruppen, die von überallher zu dem Knäuel vor dem Poliklinikzelt heranströmen. Gestikulierende Menschen, Aufruhr, ja Kriegsstimmung. Schnell steige ich hinunter und vernehme folgenden Tatbestand: Ein Saudi ist mit seiner Frau angekommen. Er hatte für sie ein Empfehlungsschreiben zur Behandlung bei sich, das von einem Soldaten der jemenitischen Wache zerrissen wurde, weil er die Patientin nicht zulassen wollte. Das war ein Zündfunke für die hitzigen Gemüter. Das Palaver stoppte. Drohungen wurden ausgestossen, Waffen gezückt. Blitzschnell bildeten sich Parteien.

Zwei Stunden später erscheint bereits aus dem fünfzig Kilometer entfernten Najran ein weisser Geländewagen mit einem Dutzend schwerbewaffneter Soldaten im Lager, eine Gruppe der saudiarabischen Armee, angeführt durch den Sohn des Prinzen. Ich trete hinzu und begrüsse den mächtigen braunen Häuptling mit den strengen dunklen Adleraugen und dem grossen schwarzen Schnauz, den starken Krieger mit farbigem Patronengurt, Dschumbia und Pistole. Welch Gegensatz zu mir in der leichten Uniform! Meine Macht indessen liegt im Roten Kreuz, das auf der Bluse leuchtet.

Gleich sind wir umringt von dunkelhäutigen Männern mit grimmigen Gesichtern, die ihre Häuptlinge anstarren und auf das Zeichen zum Kampfe warten. Es sind spannungsgeladene Augenblicke, ohne Bewegung, ohne Worte, wie ein Pulverfass vor dem Platzen. Ich blicke in die Runde, lache den finsteren Gesellen zu und sage schliesslich kategorisch, dass wir von weither gekommen sind, um zu helfen und dass ich keinen Krieg im Spital dulde, worauf die Mienen heller werden und der drohende Ring sich lockert. Mit festem Handschlag verabschiede ich mich vom Kommandanten, der danach samt seinem Gefolge davonrollt. Die Leute zerstreuen sich, und ich schmunzle im stillen über diesen waschechten arabischen Sturm im Wasserglas.

Immerhin schreibe ich am Abend einen Brief an den Prinzen und halte darin fest:

— In erster Linie behandeln wir kriegsgeschädigte Jemeniten,
— ferner Leute, die in der Wüste wohnen,
— von Najran nur noch dringliche oder schwierige Fälle, die uns von den dortigen Aerzten zugewiesen

werden oder ein Schreiben des Emirs vorlegen.
— Die wachhabenden Soldaten müssen geduldig sein und dürfen keine Dokumente vernichten.

Am nächsten Tage liegt bereits die zustimmende Antwort des Prinzen vor, verbunden mit dem Wunsch nach ärztlicher Hilfe in den vorderen Linien. Ein typischer Zug dieser Menschen, eigenes Wohlwollen durch Gegenleistungen belohnt zu sehen! Diese Gesinnung bildet auch zum Teil die Grundlage ihrer ausserordentlichen Gastfreundschaft.

Eine kleine Geschichte in sieben Bildern

Vor Sonnenuntergang erhält die graurötliche Wüste einen grünlichen Schimmer, die Berge bekommen Schatten und Form, treten aus ihrer Reserviertheit heraus. Es zeigen sich einige markante Persönlichkeiten darunter. Das Farbenspiel des späten Frühlings findet sich zu einer stillen Harmonie. Bezaubernd ist der zartgrüne, undurchsichtige Schleier in der sandigen Oede, gewoben durch Millionen von Pflänzlein und Gräslein, die nach dem Regenguss zum Leben erwacht sind. Im Sommer verblasst dieser lebendige Teppich ein wenig, dafür aber verstärkt sich der goldene Glanz der Dünen.

Wir fuhren durch die ungebahnte Weite und fanden plötzlich im scheinbar Unbelebten eine Beduinenfamilie mit Schafen, Lämmern und selbstgewobenem Zelt. Man bat uns ans glimmende Feuer und servierte Kaua in kleinen Tässchen, ein herrlich duftendes, in der Kehle scharf wirkendes Getränk aus ungerösteten Kaffeebohnen und Kräutern. Der Vater trug einen grauen Kranzbart. In seinem ruhigen Antlitz lagen die Züge des Gläubigen, von Allah Beschützten. Ich fühlte mich wie in einer biblischen Szene, weltentrückt und eingesponnen in einen uralten Mythos, selbst zu diesem Bilde gehörend. Keiner verstand des andern Sprache, und doch schienen wir uns zu verstehen. Wir tranken und staunten. Als die Dämmerung hereinbrach, verliessen wir schliesslich irgendwie gerührt diesen gastlichen Ort mitten in der Einsamkeit.

Aber wir kamen zurück, um das Wunder neu zu erleben. Wieder glimmte das Feuer und kreisten die Porzellantässchen. Wieder umgaben uns die vielen schwarz-weiss gefleckten Lämmer und der Kranzbart des Vaters. Aber diesmal blitzten schon kühner die für Araber ganz ungewöhnlichen Katzenaugen der älteren Tochter aus dem Halbdunkel des Zeltes hervor. Eine Verständigung suchte sich durch Sprachbrocken und Pantomimen herzustellen.

Beim drittenmal kam die Mutter und klagte über Schmerzen in der Brust. Wir versprachen ihr eine Salbe.

Einige Tage später kehrten wir wieder, brachten die Salbe und als Gastgeschenk vierzig Liter Wasser, die wir aus unseren Kanistern in ihre Tierhäute abfüllten. Der äussere Rahmen war wie immer in seiner Stille von einer berückenden Vollkommenheit. Aber mehr und mehr trat auch hier die Unvollkommenheit der Menschen hinzu. Wir tranken Tee und konsultierten. Vater, Mutter und die zwei Töchter hatten drückende Leiden. Selbst der sechzehnjährige Sohn, ein prächtiger Jüngling mit perlweissen Zähnen, wünschte unbedingt Tabletten, damit er wieder zu Kraft komme oder seinen Darm ordentlich entleeren könne. Das dafür geeignete Medikament hiess sinnigerweise Jet.

Später operierte ich den Vater wegen chronischer Blinddarmentzündung und konnte hernach versichern, dass er jetzt einen wunderbaren, verwachsungs- und sogar wurmfreien Darm besitze, der zu Beschwerden nicht mehr tauglich sei.

Dann kam eines Nachmittags, als wir gerade alle Hände voll zu tun hatten im Spital und sehr knapp an Motorfahrzeugen waren, der Jüngling zu mir, um einen Lastwagen zu erbitten. Sie hätten bessere Weideplätze in etwa drei Kilometer Entfernung gefunden und möchten umziehen.

«Ja, wann denn?»

«Gerade jetzt.»

Ich platzte vor Lachen heraus. Gerade jetzt, nachdem die Familie monatelang auf dem gleichen Fleck gehaust hatte.

«Wer hat euch denn sonst beim Zügeln die Habe getragen?»

«Das Kamel.»

«Und nun?»

«Es ist davongelaufen.»

Ein gescheites Kamel, wenigstens klug genug, um sich durch Motorfahrzeuge vertreten zu lassen.

«Wird aber bestimmt wiederkommen. Ich schlage doch vor, erst in ein paar Tagen umzuziehen. So lange wird es noch Gras genug haben am alten Platz. Ich werde euch aber einmal am neuen Ort besuchen.»

Der Junge war mir nicht böse; er lächelte freundlich wie immer.

Bei der nächsten Begegnung in der Wüste, in der Nachbarschaft einiger anderer Beduinenzelte, fachte er gleich wieder ein Feuer an und liess Tee und Kaua kreisen. Gaina, die ihrem Mann Davongelaufene, melkte wieder die Ziegen und sandte ab und zu grünliche Blitze aus dem schwarzumschleierten Oval ihres willenbetonten Gesichts, die Mutter spann die Wolle ihrer Schafe zu Garn, um später ein neues Zeltdach zu weben, die jüngere Tochter hütete den Rest der Herde, und der kranzbärtige Vater lockte sein Kamel mit Brrd-Rufen her. Er lebte jetzt mit seinem Bauch in Frieden.

Nichts hatte sich geändert. Nur ich war aus den Lüften heruntergestiegen. War es deshalb keine biblische Szene mehr? Oh doch, aber aus Fleisch und Blut, Leiden und Unvollkommenheit, menschlich, erdnah und fest ans Materielle gebunden, das unser Leben bestimmt.

Dies ist eine kleine Geschichte in sieben Bildern, die den Vorteil hat, wahr und lebensnah zugleich zu sein.

So begraben die Beduinen ihre Toten

Bereits vor dem Nachtessen hat sich dunkles Gewölk zusammengezogen. Jetzt künden ein paar heftige Windstösse das nahe Gewitter an. Schwefelgelbe, dampfende Wolken im Westen kämpfen gegen schwarze Nebelwände, die schon von Blitzen durchzuckt sind. Nun sieht man am fernen Gebirge die Regen niedergehen, massiv gebündelt und in windgepeitschten Schwaden. Noch ist die Sonne nicht untergegangen. Ueber dem Lager aber herrscht Dunkel, und aus drohend geballten Wolken fallen erst riesige Tropfen. Eilig ziehen wir die Zeltschnüre zurecht und retten uns ins schützende Innere. Immer dichter versammeln sich die Tropfen auf dem Zeltdach, reichen sich schon vereinzelt die Hände — da rauscht ein Wind heran wie ein Eroberer, vertreibt die nassen Gäste —, und vorbei ist das Gewitter für uns. Wenige Minuten später schon erscheint der Mond in der Dämmerung zwischen aufgerissenen Nebelbänken. Der Sand ist kaum feucht, die Nacht aber wird trotzdem kühl und frisch, drückt das Thermometer auf achtzehn Grad hinunter.

Ein unschuldig hellblauer Himmel lacht uns am nächsten Morgen zu, lichtvoll, erquickend. Aber nach neun Uhr schon wird es im Operationssaal drückend und heiss. Denn kein Ventilator bringt heute kühle Luft herein. Die Spannung unseres Stromnetzes ist durch die Ueberlastung zusammengebrochen, auch die Lampe setzt aus. Wir operieren weiter. Das adaptierte Auge sieht auch ohne Kunstlicht scharf. Der Schweiss wird von Helfern vom Gesicht gewischt. Das Bächlein am Rücken entlang schadet nicht. Welch eine Freude, nach getaner Arbeit in die trockene Mittagshitze hinauszutreten, die durch einen sanften Windstrom so ungemein gemildert erscheint.

Nach dem Essen lässt mich unser geschätzter Uebersetzer wissen, dass sein Onkel, der gestern abend bei uns um Aufnahme ersuchte, soeben gestorben sei. Die Beerdigung soll unverzüglich stattfinden, wie es hier allgemein der Brauch ist. Seine Angehörigen, eine angesehene Beduinenfamilie, haben vorübergehend die Zelte ausserhalb des Lagers an den westlichen Felsabhängen aufgeschlagen. Dort werden wir freundlich empfangen und zum Essen geleitet, das bereits in einer kleinen offenen Höhle aufgetragen wird.

Acht Männer sitzen mit verschränkten Beinen um die dampfenden Platten und Schüsseln herum. Jeder erhält ein fladenartiges Brot zugeworfen. Das dient vor allem dazu — in kleine Stücke gefaltet —, breiartige und halbflüssige Speisen aufzunehmen und zum Bissen zu formen. Die Auswahl ist reichlich: als Vorspeise Honigkuchen aus Blätterteig mit Honigschichten dazwischen, ein Genuss für Mund und Hände! Man muss wissen, dass mit der Hand gegessen wird, und zwar nur mit der rechten, da der Linken die unappetitlichen Verrichtungen vorbehalten sind.

So greift jeder wacker in die Platte. Um die Hand für die folgenden scharfen Salate, Saucen und Gemüse von Zwiebeln, Tomaten, Gurken, Bohnen und Erbsen vorzubereiten, wirkt reinigend der Mund und auch das Kleid. Der Tomatenreis wird je nach Temperament mit der hohlen Hand zu einem kleineren oder grösseren Klumpen geballt und hineingeschoben. Will das Fleisch vom geschlachteten Lamm nicht auseinanderweichen, helfen sich zwei je mit der rechten Hand. Weder das Tischdecken noch das Abwaschen stellt Probleme. Was übrigbleibt, wird den Frauen zugeschoben, die in irgendeinem andern Felsgemach beisammen sind und sich nicht sehen lassen. Denn ihre Rolle in dieser Männerwelt erstreckt sich nur auf Haushalt und Erhaltung des Geschlechts.

Da die Freunde des Toten aus Najran noch nicht angekommen sind, begeben wir uns in eine benachbarte Grotte, wo der Verstorbene verhüllt am Boden liegt, und trinken wartend Tee und Kaua. Inzwischen wird fünfzig Meter entfernt in der Wüste ein Grab geschaufelt und gepickelt. Sehr mühsam geht's; denn der Boden ist steinig und hart. Die Achse des Grabes richtet sich gegen Mekka, also hier nach Nordwesten.

Die Freunde haben den Freund noch einmal gesehen, nun wird er auf einem Blech hinausgetragen und mit reichlich Wasser von unten bis oben gewaschen, dann in ein frisches Leintuch eingewickelt und mit Tuchstreifen zugebunden. Augen, Nase, Mund, Ohren und Achselhöhlen versieht man mit einem wohlriechenden, erdigen Kräuterbrei und bedeckt diese Stellen mit kleinen Tüchern.

Auf den Schultern einiger Weisshemden gelangt der Tote ans Grab, welches nach Abnehmen der Körpermasse noch entsprechend ausgebessert wird. Etwa dreissig Männer versammeln sich und sprechen unter der Leitung ihres wahrhaft aristokratischen Sippenältesten ohne Waffe und Fussbekleidung einige Gebetsformeln. Dann versenken sie den Verstorbenen ins zwei Meter tiefe Grab — die Tuchstreifen werden aufgeschnitten —, betten ihn in Halbseitenlage und bedecken seinen Körper schützend mit Steinplatten. Ist er richtig bequem in die Erde eingepasst, das Gesicht gen Mekka gewandt, so kann das Grab zugeschüttet werden. Das geschieht in Windeseile durch alle Anwesenden. Irgendein grösserer Stein wird senkrecht aufgestellt, als unverbindliche Erinnerung. Das Grab wird nicht mehr besucht; denn der alte Mann ist jetzt bei Allah. Keine Träne, keine Klage, keine Frau . . .

Kampf um Wasser

In Gedanken versunken, selbst brütend wie die Atmosphäre um mich her, wandere ich durch den

Sand dem Lager zu. Da vernehme ich zu allem Ueberfluss, dass unser Zisternenwagen in der Wüste steckengeblieben ist: Riss im Motorblock. Reparatur mit eigenen Mitteln nicht möglich. Wir brauchen Wasser zum Leben und zum Betrieb des Spitals. Sieben Tonnen im Tag. Und der Brunnen ist weit, zweiundzwanzig Kilometer entfernt. Schnell überlege ich mir verschiedene Möglichkeiten.

Vor den Hahnen stehen die Jemeniten Schlange mit Gefässen aller Kaliber. Wir lassen sonst das Wasser zweimal täglich eine halbe Stunde für sie fliessen. Doch auch unser Wassertank ist leer. So entschliesse ich mich, einen Reservetank auszugeben und setze mich selbst ans Ventil. Sekundenschnell entsteht ein Gedränge um mich her, dessen ich mich kaum erwehren kann. Ringsum und über mir eine Mauer von Gefässen und Köpfen, bittenden, flehenden, angstvollen, arroganten. Ein Geschnatter von Stimmen, scheuen, frechen, heischenden. Ich teile den Vorrat gut ein, gebe auch in grosse Kübel und Tierhäute nur etwa fünf Liter. Vorne sind Männer, hinten mit langen Armen Frauen und Kinder. Diesen Verdrängten soll nun einmal zuerst geholfen werden, denke ich, und fülle ihre kleineren von oben zugestreckten Eimer. Zwischenhinein kommt wieder ein Bärtiger dran. Nach kurzer Zeit fällt mir auf, dass die gleichen Krüge wieder kommen, dass dahinter die gleichen Gesichter auftauchen, dass man sogar versucht, durch schöne Augen mein Herz zu erweichen. Es wird mir plötzlich klar, dass jetzt die sonst Schwachen, hier aber Aussichtsreichen, vorgeschoben werden, um durch viele kleine Gänge das grosse Familienfass hinten zu füllen. Wer müsste da nicht lächeln ob solcher Kriegslist? Nun kann ich mich mit besserem Gewissen wieder denen zuwenden, die sich ellbögelnd um das Ventil scharen, bis der letzte Tropfen dem Sack entrissen ist. Wie liegt doch diesem heitern Kampf ums tägliche Wasser ein für uns kaum nachfühlbarer vitaler Ernst zugrunde!

Das Spital von Uqdh — ein grossartiger Beitrag an die Humanität

Dschumaa, Freitag, ist der Feiertag der Araber und auch von uns als solcher adoptiert worden; denn an diesem Tage wollen die Einheimischen nichts wissen von Arbeit oder medizinischen Massnahmen. So fährt ein Teil unserer Equipe, malerisch auf Kotflügel, Trittbretter und Brücke unserer Dodge-Power-Wagen verteilt, zum Lagertor hinaus, nach Najran zu Scheich Ali Ben Hussein, dem Statthalter des dortigen Gebietes. Er hat uns zu einer Garten-Party mit leckeren Früchten und erfrischenden Säften am schattigen Plätzchen eingeladen. Leider kann ich nicht dabei sein!

Denn eben ist ein Zwanzigjähriger eingetroffen, dessen untere Körperhälfte gelähmt ist. Sein Kamerad ist tot liegen geblieben, als sich die Rauchwolke der Bombe verzogen hatte. Gestern war's geschehen. Die Explosion hatte ihn hoch in die Luft geworfen und dann hart zu Boden geschmettert. Trotzdem findet man kaum eine Verletzung. Ein kleiner blutunterlaufener Einriss an der Rückenhaut ist alles. Doch Lähmung und Gefühllosigkeit in den Beinen wie auch für die Blasen- und Mastdarmentleerung weisen darauf hin, dass das Rückenmark getroffen sein muss, und zwar auf der Höhe des ersten Lendenwirbels. Das Röntgenbild bestätigt die Diagnose und zeigt uns einen lamellenartigen Splitter von zwei Quadratzentimeter Fläche an dieser Stelle. Da kann nur eine sofortige Operation noch grösseres Unheil abwenden.

Die Narkoseschwester ist da, das übrige Hilfspersonal wird rasch aus den Zurückgebliebenen zusammengestellt. Bald schläft der junge Mann, und wir sind daran, dem Metallsplitter, der sein Ziel so gut getroffen hatte, zu Leibe zu rücken. Es werden die Bogen der obersten zwei Lendenwirbel abgetragen, um wegen der zu erwartenden Schwellung eine genügende Entlastung sicherzustellen. Der obere Wirbelbogen wurde durch das Projektil in kleine Stücke zertrümmert. Die Rückenmarkshaut ist offen und lässt Markbrei austreten. Nach Erweiterung dieser Oeffnung gewinnen wir durch Beiseiteschieben des Rückenmarks Einblick in den Knochenkanal. Noch keine Verletzung findet sich, kein Splitter. Wo versteckt sich wohl der Bösewicht? Mittels einer feinen Metallsonde, die durch das hinten aufgerissene Mark eingeführt wird, spürt man in der Tiefe desselben das scharfkantige Geschoss. Die kleinste Bewegung verursacht heftiges Zucken der Beine. Mit schmaler Pinzette und ruhiger Hand wird der Splitter herausgehoben. Nach Absaugen von Blut und Gewebsbröckel, teilweisem Verschluss der Rückenmarkshaut und Naht der verschiedenen Schichten, finden wir den jungen Soldaten bald darauf im Frischoperiertenzelt, ungeduldig erwartet von Angehörigen, die kummervoll das Feldbett umstehen. Ich bin glücklich, ihnen einen hoffnungsvollen Bescheid geben zu können. Es sei hier gleich vorweggenommen, dass die Wunde glatt heilte und sich zunehmend Gefühl und Bewegungsfähigkeit beider Beine einstellte.

Gegen Abend kehrten unsere Sonntagsfahrer heim. Sie waren begeistert über die Gastfreundschaft des Majors der Najran-Zone und brachten mir folgenden Brief von ihm:

> «Es ist mir eine grosse Ehre, dem Rotkreuzspital von Uqdh meine hohe Anerkennung für die ausgezeichnete Pflege und Behandlung aller Patienten und Verletzten, worunter sich auch mein jüngerer Sohn befindet, auszusprechen. Ich entbiete den Aerzten und Pflegern für ihre Hingabe im Dienste der Menschlichkeit, welche ich viel bedeutender fand, als ich zu hoffen wagte, meinen wärmsten Dank. Dies ist nicht nur mein persönliches Anliegen, es ist das Gefühl des ganzen Volkes, das Empfinden von reich und arm, von jung und alt. Es ist ein grossartiger Beitrag an die Humanität, der in das Geschichtsbuch dieses Landes eingehen und in der Erinnerung dieses Volkes bleiben wird.»